



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kuranda, I.: Deutsche Zeitungen und Zeitschriften : zweiter Artikel.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Deutsche Zeitungen und Zeitschriften.

Zweiter Artikel.

Brüssel.

Es gab eine Zeit; wo man in Deutschland die Schornsteine unter die Erde und die Eiskeller auf die Dächer hätte setzen können, ohne daß man im Ausland auch nur im Mindesten davon Notiz genommen hätte. Es war dies jene glückselige Epoche, wo die deutschen Journale in zwanzig Zeilen alle deutschen Angelegenheiten abmachten, wo England und Frankreich auf uns wie auf Kinder herabsahen, die man in ein Kinderstühlchen gesetzt und um deren Lachen und Weinen, Spielen und Toben man sich wenig zu kümmern hatte. Man wußte im Auslande, daß die politische Bildung Deutschlands um fünfzig Jahre zurück ist, daß dieser gelähmte Riese, dieser Simson mit abgehackten Haaren, kein gefährlicher Nebenbuhler auf der großen Bahn der Welthandel und des Welthandels sei.

Jene Epoche ist zur Hälfte vorüber; das Kind ist zwar noch nicht zum Manne gereift, aber es ist zum wenigsten in die Flegeljahre getreten. Simson hat sich das Haupt mit Löwenpomade geschmiert und die Haare haben zu wachsen angefangen, der Riese hat sich im Bette aufgesetzt und Arme und Beine zu bewegen begonnen. Obgleich nur halb ermannt, hat Deutschland doch die Aufmerksamkeit seiner Nachbarn auf sich zu ziehen angefangen. Wie unvollkommen auch der Zollverein einen Theil der deutschen Glieder galvanisirt hat, wie spöttlich man auch die unbehilflichen Bewegungen, die er hervorgebracht, im Auslande begrüßte — man lernte ihn allmählig doch beachten. Von Beachtung zur Achtung ist der Uebergang nicht schwer, von Achtung zur Furcht ist der Schritt nicht groß. Mehr noch als England, das nur Handelsinteressen bei uns sucht und durch keine offene Grenzen mit uns zusammenhängt, überkam Frankreich die Ahnung, wie gefährlich dieser deutsche Nachbar, in

dessen Innern, als es noch zersplittert war, sein Kaiser Geseze decretirte, ihm werden könnte, wenn es seine Kräfte in einen Mittelpunkt concentrirt und seinen Geist sammelt. Louis Phillipp, praktischer und weitblickender als seine Nation, sah sein Reich, der deutschen Union gegenüber, nicht hinlänglich stark, er scheute den Krieg und den Griff nach der deutschen Rheingrenze, der ihn schnell populär gemacht hätte, selbst zu einer Zeit, wo er mit England im besten Einvernehmen stand und das Bündniß der deutschen Staaten in den Augen der Welt nur als ein Fürstenbündniß galt. Aber die Masse der Franzosen theilte die Besorgniß ihres Königs nicht, der Ruf nach dem Rhein tönte fort und ein Minister, der aus den untern Classen der Nation an ihre Spitze getreten war, sprach es auf der Tribune im Angesichte Europas laut aus, daß er in Deutschland bloß das Banner der Revolution aufzupflanzen brauche, um Zollverein und Bundestag zu erschüttern.

Da erhob sich die deutsche Presse mit Macht und Würde; aus allen ihren Lagern hörte man den Ruf nach Einheit; den Glauben, den Deutschland weder durch seine Protocolle noch durch Handelsverträge sich erwerben konnte, erwarb es sich durch seine Presse; aus ihrem Munde, aus ihrer Bewegung erhielt die Welt die Ueberzeugung, daß das deutsche Bündniß nicht bloß ein Fürsten-, sondern ein Völkerbund sei. Das Bißchen Freiheit, das man der deutschen Presse geschenkt, hat sie tausendfach bezahlt, sie hat Deutschland mehr Achtung erobert, sie hat dem Auslande mehr Furcht eingeflößt, als ein theuer bezahltes Heer blankgeputzter Friedenssoldaten. Es ist Keinem entgangen, wie viel Analogie die deutsche Bewegung im Jahre 1840 mit jener des Jahres 1812 hatte. Zwar unterscheiden sich beide Epochen durch das allgemeine Charakterzeichen unserer Zeit, wo man mit Worten und nicht mit Eisen kämpft, aber der Geist des Kampfes ist derselbe gewesen. Vertrauensvoll haben die Fürsten an die deutschen Völker sich gewendet und diese haben sich eingestellt. Die deutsche Jugend hat abermals tapfer und ehrenhaft gefochten, hat abermals Arndt's Lied vom deutschen Vaterland gesungen und hat abermals gehofft, die bessere Zukunft werde jetzt kommen.

Und nun die kriegerische Zeit vorüber, soll sich die alte Geschichte nochmals wiederholen; nun man unsere Waffen nicht mehr braucht, heißt man das deutsche Volk wieder nach Hause gehen,

seine Kuchen backen, seine Gladen schmieren — bis auf weitem Befehl? Ist auch in ihren Folgen die Bewegung von 1840 jener von 1812 gleich?

Wahrlich, der Neujahrstag hat diesmal den Feinden und Nebenbuhlern Deutschlands ein Angebinde gebracht, wie sie es nicht schöner wünschen konnten. Die Decrete, die gegen den kurzen Frühling der deutschen Gedankenfreiheit erlassen wurden, haben jenseits der deutschen Grenzen frohe Gesichter erregt und man hat sich bei der Nachricht davon so zufrieden die Hände gerieben, als fühlte man, daß es Finger giebt, die nicht nur vom Neujahrsfroste allein steif gemacht wurden. Und damit man nicht der leeren Declamation und aus der Luft gegriffener Redensarten anklage, will ich nur ein Beispiel anführen, woraus man aber zur Genüge sehen wird, wie die Engherzigkeit der innern Politik Deutschlands die Ausdehnung seiner äußern Politik hemmt und manchen schon gewonnenen Boden ihr wieder entreißt.

Alle Welt weiß, daß Frankreich und Deutschland seit ungefähr achtzehn Monaten in Bezug auf Belgien einander Schach bieten. Louis Philippe will dem deutschen Zollverein einen französischen entgegensetzen und Belgien und Holland an's Schlepptau Frankreichs nehmen. Deutschland hat das tiefste Interesse, dem französisch-belgischen Zollanschluß sich zu widersetzen und den im Frieden, wie im Kriege hochwichtigen Boden Belgiens neutral zu erhalten. In Belgien selbst, — obgleich die Majorität den Anschluß an Frankreich wünscht, — fehlt es doch an Männern nicht, welche von demselben entschieden abrathen und in einer Anlehnung an Deutschland eine höhere Garantie der belgischen Unabhängigkeit erblicken. Die Politiker dieser Farbe sahen mit ernster und inniger Theilnahme die freiere Bewegung, die sich seit einiger Zeit in Deutschland manifestirte, die Zugeständnisse, die man endlich der Presse zu machen begann, und das allmätige Sinken jener mittelalterlichen Schranken, wodurch die deutsche Nation von den benachbarten, freien und emancipirten Völkern bisher sich unterschied. Denn nicht nur materielle Rücksichten sind es, die Belgien bisher von Deutschland zurückschreckten, sondern auch politische; ja letztere noch in einem höhern Grade. „Was kann Belgien“, sagen die Gegner Deutschlands, „das freie Land mit den schönen, so theuer erkauften Institutionen durch die Anlehnung

an einen Staatenbund gewinnen, wo tausend Dinge verweigert und verpönt sind, die hier seit undenklichen Zeiten, selbst unter dem Scepter Oesterreichs, ein unantastbares Eigenthum der Nation gewesen sind?"

Der neue Weg, den Preußen einzuschlagen begonnen hatte, eroberte ihm auch hier Sympathien, erschütterte manches Vorurtheil, entwaffnete manchen Feind und lenkte manche Hoffnung einem deutschen Bündnisse zu. Jene Blätter, die in Belgien nicht von Franzosen redigirt werden, wie der *Observateur*, die *Révue nationale* &c., haben auf die Fortschritte Deutschlands wiederholt hingewiesen, weil ihre Leiter, die Deputirten Lebeau, Devaur &c. eine deutsche Verbindung für Belgien wünschten. Die Nachricht von dem so unerwarteten Rückfall in den alten Rigorismus, die Bannstrahlen gegen die Leipziger Allgemeine Zeitung, die deutschen Jahrbücher u. s. w., die von den hiesigen französisch gesinnten Journalen mit allerlei Glossen vermehrt, rascher und ausführlicher rapportirt wurden, als es sonst bei den wichtigsten Nachrichten aus Deutschland geschieht, haben dem Gang jener deutsch gesinnten belgischen Politiker einen gewaltigen Hemmschuh gesetzt und Frankreich mehr Vorschub gethan, als ein Duzend diplomatischer Noten wieder gut machen können.

Und sehen wir von aller Parteilidenschaft ab, fragen wir uns offen und ehrlich: Wenn Alles, was man in Deutschland den Anforderungen der Zeit und der gesunden Vernunft zugestehet, nur als ein Geschenk betrachtet werden soll, das man nach Belieben wieder zurückziehen kann; wenn man für Nichts eine sichere Garantie findet, woher soll einem fremden Volke die Lust kommen, sich Deutschland anzuschließen?

Man hat viel von dem Briefe Herwegh's an den König gesprochen. Nun wohl: dieser Brief ist von den französischen Journalen übersetzt worden. Soll ich den Eindruck schildern, den er hier hervorgebracht? Es wird mir schwer, in dem Augenblicke, da Alles gegen den vor Kurzem noch auf Händen getragenen Dichter herfällt und mit rohen Steinwürfen ihn verfolgt, ein hartes Wort sprechen zu müssen; aber es gilt der allgemeinen Sache. Das preussische Verbot ist hier um so härter beurtheilt worden, als man allgemein Herwegh's Brief unbedeutend und phrasenhaft gefunden hat, eine

Declamation, wie man sie tagtäglich in allen Winkeln der gewöhnlichsten Journale lesen kann. Allerdings trägt die französische Uebersetzung Einiges dazu bei, dem Ausdruck seinen Pomp zu rauben; was im Deutschen hochtrabend und geschraubt klingt, das wird oft durch die französische Umsfaltung platt und ordinär. Aber dies gilt nur von Poesie und poetischer Prosa, nicht von Journalartikeln, wo man sich an den Sinn, an die praktische Bedeutung hält. Wenn man in Deutschland über solche Redensarten schon in Harnisch geräth, was würde man erst sagen, wenn der Oppositionspresse Talente wie Cormenin, Benjamin Constant, Paul Louis Courier u. a. zu Gebote ständen, oder jene Federn, welche die Morning-Chronicle oder Times schreiben? Herwegh's Brief hat bei Freunden und Feinden ein unangenehmes Gefühl erregt? War dies nicht die beste Satisfaction für die Regierung? Der Oppositionsschriftsteller hat seiner Wirkung durch sich selbst geschadet. Ist dies nicht der beste Beweis, daß die Schäden der Presse durch sie selbst wieder geheilt werden? Die Veröffentlichung jenes vielbesprochenen Briefes war eine Inconvenienz. Werden Inconvenienzen so hart bestraft?

Wie trübe aber der Eindruck ist, den das Verbot der Leipziger Allgemeinen Zeitung und einige andere mit ihm im Zusammenhang stehende Maßregeln hervorgebracht, noch trauriger erscheint das Betragen, dessen ein Theil der deutschen Presse bei dieser Gelegenheit sich befleißigt. Vor ungefähr zwei Jahren sprach die Oberdeutsche Zeitung seligen Andenkens gegen die französische Presse ein Wort aus, welches Sensation machte; sie warf den Franzosen vor: daß sie ihre schmutzige Wäsche öffentlich gewaschen haben. Wahrlich, wir dürfen uns glücklich schätzen, daß die deutsche Sprache in der Fremde nicht so verbreitet und bekannt ist, wie die französische bei uns; denn schmutzigere Wäsche, als diejenige ist, mit welcher ein Theil unserer Journalistik in letzterer Zeit sich geschmückt hat, ist noch mit keiner Seife gewaschen worden. Wir könnten Zeitungen namhaft machen, die bei der Reise Herwegh's nach Berlin und während seines dortigen Aufenthalts, in der ganzen Zeit, da seine Sonne im Zenith stand, tagtäglich Rapport über sein Wohlbefinden brachten. Nun aber der Triumphzug des jungen Poeten eine so traurige Wendung genommen hat, sieht man dieselben Journale die feurigsten Kohlen auf seinem Haupt sammeln. Ist das die vielgerühmte deutsche

Treue, die hochgepriesene deutsche Biederkeit, von der wir die Backen so voll nehmen?

Es ist ein eigenthümlicher Fingerzeig, daß wir für die Worte: esprit de corps noch keine rechte deutsche Uebersetzung haben. Jahraus, Jahrein liegen die französischen Journale einander in den Haaren; da wird gekämpft und gestritten mit Stoß und mit Hieb, mit Nägeln und mit Zähnen, mit Verleumdung und mit Haß; aber in dem Augenblick, wo man in die Freiheit des einen oder des andern einen Eingriff thun will, da werden seine eigenen Feinde seine Fürsprecher; aller Haß, aller Zank ist für den Augenblick vergessen. Wie aber haben die deutschen Zeitungen in letzter Zeit bei dem Unglücke, das die Leipziger Allgemeine betroffen, sich betragen? Ich spreche nicht von denjenigen, die niemals der freien Presse das Wort redeten; diese sind in ihrem Recht, sie sind ihren Grundsätzen treu geblieben, und wie man auch letztere bekriegen mag, es galt ihre Fahne, ihre Farbe! Aber diejenigen, welche, so lange die Sonne schien, sich so coquett als Partisane der freien Presse gezeigt haben, wo ist nun ihre Farbe, wo ist nun ihre Fahne?

Ich will nicht für die ganze Verfahrungsweise der Augsburger Allgemeinen Zeitung einstehen; aber in Bezug auf Herwegh konnte sie, die conservative, vielen liberalen Coquetten als Muster dienen. Ihr Verhältniß zu ihrer Leipziger Nebenbuhlerin hat sie seit dem ersten Augenblick, daß letztere erschien, unverhohlen zur Schau getragen; sie hat sich von vorn herein als Gegnerin, als Feindin ihr gezeigt; sie hat selten und nur im äußersten, nöthigsten Falle die Artikel ihrer Rivalin aufgenommen. Es wäre zu wünschen, sie hätte in dem Augenblick, da diese niedergebeugt, ja vernichtet wurde, sich großmüthiger gezeigt; indeß Großmuth ist eine Tugend, keine Pflicht. Aber jene Journale, die jeden Tag ihren Bauch spaltendick aus der Leipziger Allgemeinen vollmästeten und die nun Zeter und Mordio über dieselige schreiben, an deren Tisch sie sich gesättigt, an deren Milch sie sich vollgesogen, von ihnen muß sich die Achtung empört wegwenden; sie freilich können nicht aus vollem Herzen dem Rechte des freien Gedankens das Wort reden, weil sie wissen, daß in dem letzten Winkel ihres Herzens Gedanken und Empfindungen leben, die würdiger sind, unterdrückt, als ausgesprochen zu werden.

J. Kuranda.